

Wagners Wasserpistole / Hosenprosa

Drei ziemlich wasserdichte Geschichten von David Wagner

Zugegeben, ich kann keinen Text von David Wagner mehr lesen, ohne im Autor einen Experten in Sachen Hydrokultur zu sehen. Egal, ob er uns, wie in seiner jüngsten Solopublikation *David Wagner in Berlin*¹ an der Spree spazieren führt oder seine *nachtblaue Hose* runterlässt. Was er auch schreibt, um eine ausgiebige Verwendung seiner Lieblings-, nämlich einer Wasser-Metapher und allem, was fischig damit zusammenhängt, scheint er nicht herum zu kommen. Wasser als Symbol des Weiblichen, Fruchtbringenden, Reinigenden: David Wagner kontrastiert das weiche Element mit dem Auto als fragwürdigem Bild einer Männlichkeit, Phallusersatz oder -verlängerung. Diese beiden sind häufig genug die wichtigsten erzählerischen Säulen des 1971 geborenen Wahlberliners. Wagners männliche Protagonisten haben ein Problem mit der überstarken Kraft des Weiblichen, mit deren Ein- und Übergreifen in den männlichen Lebens- und Bewegungsbereich. Drei Beispiele:

1. Etwas weiter als sonst.

David Wagner: *Meine nachtblaue Hose*. Roman. Berlin: Alexander Fest Verlag, 2000. 183 Seiten. ISBN: 3-8286-0119-7. 17,- Euro.

Die äussere Handlung von Wagners Debutroman ist schnell erzählt. Der namenlose Ich-Erzähler kehrt mit seiner Freundin in die Heimat zurück, besucht deren Eltern und seinen eigenen Vater. Die geographische zieht eine mentale Rückkehr nach sich: Zwischen Abendessen und Frühstück rekapituliert er seine Bonner Kindheit, das erste selbständige Lotterleben in Berlin und wie er Fe, seine Freundin, kennenlernte. Angestossen werden die Rückblenden durch honigverklebte Frühstücksfinger oder verschiedene Hosen, die der Erzähler mit bestimmten Ereignissen verbindet. Dieser hosenfixierte Held versucht nun auf Romanlänge, in drei kaum durch Absätze unterteilten Kapiteln, sich selbst zu finden, eine Herkunft, vor allem eine geistige und körperliche Zugehörigkeit aus einem Wust von austauschbaren Familien-Geschichtchen zu destillieren.

Zwar gehört *Meine nachtblaue Hose* thematisch eher zur selbstreferenziellen, identitätsbildenden Popliteratur der 90er Jahre, hat aber einen bis in den Konjunktiv pedantischen Tonfall und geht weniger wechselhaft mit seinen Grundmotiven um: der Erzähler wird von Kindheit an vom weiblichen Element regiert. Die Männer in diesem Buch sind von ihren Frauen verlassene, Marmelade einkochende Wesen, die

„weibliche“ Aufgaben nur zu gern übernehmen. Das Phallussymbol Automobil ist auf ihre Frauen übergegangen, die damit selbstbewusst und selbständig agieren, aktiv und beweglich sind im Gegensatz zu den Herren der Evolution, die Wagner durch alte, unbewegliche, weil zB. kaputte oder ständig stehbleibende Uhren kennzeichnet. Auch sind hier die Frauen die einzigen, die ausdrücklich Hosen tragen oder kaufen: Die Mutter des Erzählers schafft ebenjene nachtblaue Hose an, von der er sich später, auf dem Klo sitzend (!), gefesselt fühlt: „Meine langen Hosen [sahen] wie Puppenkleider aus.“

Abgesehen von der peniblen Ausführlichkeit seiner Erinnerung ist er „bis ins allerletzte hinein faul“, auch zu faul, sich kraft seiner männlichen Attribute zu emanzipieren von den Sprechblasenhäuten, die seine Verwandtschaft um ihn legt und die ihn zu ersticken drohen. Der leichteste Weg für ihn ist nicht, einen ‚ganzen Kerl‘ wenigstens zu markieren, sondern fraulich zu werden, sich dem Weiblichen anzugleichen. Er wird wegen seiner langen Haare für ein Mädchen gehalten, obwohl oder gerade trotzdem er eine Freundin hat. Die aber macht Schluss mit ihm, und er findet, dass sie Recht hat, denn „zusammensein und zusammenbleiben bedeutet, viele Geschichten gemeinsam zu haben, das klebt den einen an den anderen“. Und das Klebrige will er ja nicht mehr. Er will sich an seine Kindheit und Jugend erinnern, ohne eine eigene Geschichte zu haben. Letztlich findet er sogar, Fe und er seien sich ohnehin zu ähnlich gewesen, er hätte sie manchmal ebenso gut für seine Cousine halten können.

Sie hat stets die Hosen angehabt, auf die er selbst sich nur Marmelade tropfen liess wie eine Monatsblutung. Ihm genügt einer von Fes Hosenkнопfen als Andenken an die Beziehung. „Fe, die falsche Meerjungfrau“ flirtet heftig mit dem Vater des Erzählers, erwischt aber die falsche Hose, als sie unterm Tisch versucht, „einen ihrer Füße wie einen Tiefseetintenfischtentakel“ zwischen ein Paar Oberschenkel zu schieben. Der Sohnmann denkt lieber „an den kleinen Wassermann“ und sieht in Erinnerung schwelgend dem Blut aus seiner Nase beim Gerinnen auf einer weissen Tischdecke zu, als sei es das Blut auf dem Laken seiner Entjungferung. Die folgt tatsächlich einen erinnerten Augenblick später durch den Cousin, den er „seinen Bruder“ nennt, und mit dem er, von seiner eigenen Konfirmationsfeier abgehauen, im nahegelegenen Schwimmbad „ein wenig weiter als sonst“ geht. Das Konfirmationsphoto, auf dem er sich selbst sehr hässlich findet (seine Hose sitzt nicht richtig),

hebt er später nur auf, weil darauf auch sein Cousin zu sehen ist.

Anspielungen auf sexuelle Identitätsbildung lässt der Autor fast verschämt, wie nebensächlich, aber doch sehr deutlich fallen. So lädt er die Geschichte einer allzu behüteten Kindheit in den 1970er Jahren geschickt mit einem zum Widerspruch reizenden Subtext auf. Die Freundin des Erzählers wirkt wie seine Cousine, sie ist ihm ähnlich oder er ihr, der eigentliche Cousin wird zum Bruder im Sex. "Marmelade", "Goldfische", "Meine nachtblaue Hose" übertitelt der Walter-Serner-Preisträger die Kapitel seines ersten Romans: der Weg zu sichselbst über den Umweg einer klebrigen Beziehungskiste und fischig-sexueller Erinnerungsknäuel. Was erinnert wird, sind Szenen, aber keine anhaltende, konsequente und zielgerichtete Handlung, nicht einmal die auf ein didaktisches Ende hingeleitete Persönlichkeitsentwicklung eines Bildungsromans.

Fast wundert es, dass im letzten Drittel des Buchs doch noch etwas ‚Wirkliches‘ geschieht, der junge Mann sich von seinen Eltern losmacht und vom tristen Bonn nach Berlin umzieht. Ohne Aussicht auf Selbstverwirklichung oder Emanzipation freilich, denn er kommt vom Regen in die Traufe. Ersten Unterschlupf im Groszstadtsumpf bietet eine sehr lässige, vielleicht lesbische Tante, deren schönster Wohnungsschmuck das Erinnerungsphoto ihrer Kinder ist: "Ich zählte mit Abzählreimen aus, in welchen Zwilling ich mich verlieben sollte", heisst es lakonisch. Dass die Zwillinge nicht beim Geschlecht genannt werden, hat Methode. Dass der ganze Roman ein gepflegtes Nicht-Erzählen, ein beredtes Um-den-heissen-Brei-Schweigen ist, in dem es lohnt und Spass bereitet, herumzustochern, sicherlich ebenfalls. Vielleicht tue ich dem Autor Unrecht, ihn auf die auffälligen, im Übrigen aber gekonnt integrierten Wassermetaphern festzulegen. Jedoch sind sie an manchen Stellen eben wertvollere Leküre als die inhaltliche Grundsubstanz. In jedem Fall sind sie textübergreifend und daher nicht zu missachten, wenn man sich der Literatur David Wagners annähern möchte.

2. Oberflächenspannung.

Wasserschaden. Unveröffentlichter Preistext der 25. Tage der deutschsprachigen Literatur 2000 in Klagenfurt

Im *Wasserschaden*, Wagners mit einem Stipendium ausgezeichneten Beitrag, geht es ähnlich zu wie in der *nachtblauen Hose*: eine Fortsetzung mit dem gleichen Mittel, Einsatz sehr kluger, vor allem filmischer Bilder und Motive. Was in der Realität, beim Auftritt des Autors vor Jury und Publikum, ein Mantel ist, wird im Preistext zur Hose, immer wieder die Hose — und viel Wasser. Sei es in der Metapher des Tauchens,

Abtauchens in eine andere Wirklichkeit, in eine vom (Frucht-)Wasser gedämpfte Atmosphäre, durch Klospülungen oder tatsächlich fließende Stromschnellen der Moldau. Überall tröpfelt und rauscht es, der Harndrang wächst mit jeder Zeile, die man liest. Aber auch hier wieder, sobald es um körperliche Erfahrung geht, um Flüssigkeitsaustausch oder bloss um Berührungen (von Narben und Muttermalen), wird der Autor beinahe unerträglich schüchtern. Geradezu offenerzig erscheinen da die Allusionen der *nachtblauen Hose*.

Der fraternisierte Cousin tritt im *Wasserschaden* zunächst erneut auf, als Cousine, die allerdings, wie wir ja wissen, stets ein grosser Bruder ist und dominant. Von ihr erfährt der Erzähler während einer Autofahrt, dass sich Hanna, eine gemeinsame Freundin, umgebracht, mit (durch Wasser einzunehmende) Schlaftabletten vergiftet hat. "Der Wagen wiegt und schaukelt" wie das Boot und die Bootsfahrt, an die sich der Held sogleich erinnert: der Tag seiner ersten Begegnung mit Hanna, ein irritierender sommerlicher Ausflug an und über die Ländergrenze zwischen Deutschland und Tschechien, aber auch an die innere Bereitschaftsgrenze, sich auf ein weibliches Gegenüber einzulassen. Wiederum lebt er in einer von Frauen bestimmten Welt: Das Auto, auf dessen Bremse er während der Fahrt seine Hand legt, gehört einer Tante; die Cousine fährt, nicht er; er selbst fühlt sich höchstens in der Lage, in einer "nächsten Kurve die Handbremse [zu] ziehen, als ließe die Erzählung meiner Cousine sich damit anhalten" und eine Entwicklung sich revidieren.

Während des Ausflugs ist er immer gleichzeitig mit beiden Frauen, so dass Intimitäten sich nur unter dem Auge der jeweils anderen entwickeln könnten. Nachts liegt er zwischen ihnen, Berührungen "geschehen" aus Versehen, wenn eines der Mädchen aufs Klo muss. Was weitergeht, wird vom Erzähler abrupt aus-, der nächste Tag und die Weiterfahrt eingeblendet. Der Autor macht ganz deutlich, wie wenig dem Erzähler an Ausführlicherem gelegen ist, an erotischer Spannung zwischen den Geschlechtern, an noch mehr Wasserweiblichkeit. Als Hanna den Helden in seiner Pariser Wohnung ("Paris was a woman!") mit einem Besuch überrascht, hat er das Verlangen, ihr weh zu tun. Er ist nicht in der Lage, sich gegen ihre Aufdringlichkeit zu wehren, über die reine Vorstellung eines Einsatzes von Gewalt und Muskelkraft kommt er nicht hinaus. Hanna dringt in seine private, häusliche Situation und damit in ihn selbst ein, sie ist diejenige, die das Ruder in die Hand nimmt, allein sie als Frau ist der psychischen Gewalt fähig und überschwemmt ihn mit ihrer Präsenz: "Was ich nicht malen kann, muss ich erzählen"², sagt sie und redet ununterbrochen. Hanna erzählt ihre Kindheit "und sprach von einem Prinzen, auf den sie

gewartet habe“.

Sie zieht sich den Rock hoch und küsst ihren Auserwählten, der dabei jedoch prompt “an die Kieferknochen der Rehböcke denken [muss], die mein Onkel, wenn er auf Jagd gewesen war, den Sommer über zum Ausbleichen auf der Fensterbank liegen ließ”. Sex gibts nur, wenn kein Licht brennt, wenn der Erzähler sich ablenken kann, etwa indem seine Gedanken vollkommen abschweifen oder er ins Anatomische weggleitet und nicht ihren Busen streichelt, sondern “die kleine Narbe über ihrer linken Brust”. Hanna merkt, dass es mit ihrem Auserwählten nicht klappen wird, und lässt sich nach ein paar Tagen wieder zum Bahnhof begleiten. Selbst hier hat dieser alles andere im Sinn als einen romantischen Abschied, geschweige denn die Hoffnung auf ein Wiedersehen: “Der Bahnsteig war voll mit Rekruten, die zurück in ihre Kasernen [mußten. In Hannas] Abteil saßen schon ein paar angetrunkene Soldaten, alle anderen Plätze waren besetzt.”

Die mentale Unerreichbarkeit des Erzählers für Hanna wird noch einmal überdeutlich. In der phallischen Eisenbahn begegnet ihr Virilität im Überfluss, ausgestattet mit exemplarischen Attributen wie Kampfanzug und Waffe. Aber dadurch, dass es sich eben nur um Abbilder, um Ikonen der Männlichkeit handelt, die Soldaten in ihre sie einverleibenden Kasernen und damit in eine Art Mutterleib zurück müssen, bleiben sie für Hanna und gleichermaßen für den Erzähler unerreichbar. Die Juroren des ehemaligen Bachmann-Wettbewerbs anerkannten gern das Weichgezeichnete nicht nur an der Hauptfigur des *Wasserschadens*, sondern am ganzen Text, der sich unter der spannend konstruierten Oberfläche einer Wassersymbolik versteckt: Sowohl das designte Vittel- und Volvic-Wasser, das Hanna trinkt, als auch der Klokasten, auf den sie sich wegen der Aussicht aus dem hochgelegenen Fenster stellt und der prompt explodiert, tragen hierzu bei.

3. Hände hoch, Hosen runter!

Die blautransparente Wasserpistole. In: Katja Lange-Müller (Hg.): Vom Fisch bespuckt. Neue Erzählungen von 37 deutschsprachigen Autorinnen und Autoren. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2002. 304 Seiten. ISBN: 3-462-03073-6. 22,90 Euro.

Ausser in dieser erstklassig zusammengestellten und für die Zukunft hoffentlich zu einem Kurzgeschichten-Standardwerk avancierenden Anthologie ist David Wagners *blautransparente Wasserpistole* noch nirgends veröffentlicht worden. Der Autor erhielt hierfür den Georg K. Glaser Preis 2001 und ist mittlerweile selbst Herausgeber einer Shortstorysammlung: In

Wahlverwandtschaften blättert er neben zehn weiteren Schriftstellern in seinem Telefonverzeichnis und erzählt, welche Geschichten sich hinter den Nummern verbergen.³

Eine dieser Telefonnummern könnte eben auch mit einem Versicherungsfall zusammenhängen. Wiederum gehören die Elemente Auto und Wasser zueinander wie sonst nur Mann und Weib. Wagner steigt mit einer Kollision direkt in die Geschichte ein: “Wir lernten uns kennen, weil wir einen Sommerunfall, einen Blechschaden hatten.” Dem Erzähler scheint nicht unwahrscheinlich, dass die (nur als “Mutter” benannte) Frau ihm absichtlich das Auto demoliert hat, um ihn kennen zu lernen. Jedenfalls macht ihm die Beschädigung seines Statussymbols nicht viel aus. “Am Tag nach dem Unfall fuhr ich noch einmal aus der Stadt aufs Land hinaus [...] Das Haus lag auf einer Anhöhe nicht weit hinter dem Flussdeich”, heisst es. Abgesehen von dem bereits dargestellten Gegensatzpaar liesse sich in der *blautransparenten Wasserpistole* eine weitere Metaphern-Kombination, nämlich die zwischen städtischem und ländlichem Leben, ausdeuten.

Beim Hausbesuch empfängt die Mutter den Erzähler im Bikini, die Tochter ihn mit Schwimmflügeln. Er wird mit purer Weiblichkeit konfrontiert und umspannt, allerdings von einer, die sich männliche Attribute zueigen gemacht hat: Der Rasen hinter der weit geöffneten Terrassentür, rund um ein Planschbecken, ist frisch gemäht, das kleine Mädchen bedroht den Mann mit einer Wasserpistole, der er sich spontan ergibt und wie tot hinfällt. “Ich nahm die Pistole in die Hand, schaute auf das Wasser, das im Kolben schwappte, und dachte, nun müsste ein Satz über den Vater der Kinder fallen.” Die Mutter bietet dem Unfallgegner Wasser zu trinken an und zeigt ihm deutlich, dass sie auch ohne Mann zurecht kommt. Raffinierter als durch einen vor weiblichem, weichem Inhalt schwappenden Phallus kann Wagner die Bedrohung männlicher Machtpositionen nicht ausdrücken, wengleich sich Phallisches auch in der Obstschale oder im Arbeitsgerät der Frau findet. Sie ist Photographin, und seit längerem macht sie die ersten Aufnahmen, wenn der Erzähler wiederum von der Wasserpistole getroffen wird und beschliesst: “Ich bin gestorben, ich bleibe hier.”

Er lebt ohne Partnerin, für seine Ex-Frau sei es nie in Frage gekommen, Kinder zu kriegen, berichtet er der Mutter. Ein merkwürdiges, zartes Band kann sich also entwickeln. Es löst sich nach nicht allzu langer Zeit aber genauso unspektakulär wieder auf wie es geknüpft wurde. Zwar begreift der Held, dass, wenn er bleibt, er sicher keine maskuline Position einnehmen wird, doch selbst die freiwillige Übernahme eines weiblich

konnotierten Blickpunkts schlägt fehl: Ausführlich wird das Badezimmer beschrieben, und schon am ersten gemeinsamen Abend "ging ich in die Küche, stellte die Teller in die Spülmaschine und spülte die Salatschüssel. Dann nahm ich ein Geschirrhandtuch und trocknete ab". Allerdings "wohnte [ich] in einem fremden Leben, wie hineingezaubert" und wie ein Fremdkörper dort, wo die Bildung einer Familie mit herkömmlicher Rollenverteilung garnicht notwendig erscheint.

David Wagner verdichtet in der *blautransparenten Wasserpistole* unterhaltsam Metaphern und Elemente, die er bereits in anderen Geschichten einsetzte. Es

wird kein Zufall sein, wenn diese Elemente das gesamte Frühwerk des Autors durchziehen, zumindest in einer nächsten Veröffentlichung wieder "auftauchen" werden. Wagners eigentliches Thema, egal was er bisher geschrieben hat, war jedesmal die Beschneidung einer althergebrachten Männlichkeit. Aber vielleicht habe ich mich ja auch nur verlesen und er präsentiert uns in Zukunft eine Story, die überhaupt nichts mit Wasser und mit Hosen zu tun hat, und die man als Wiederherstellung des Machismo in der deutschsprachigen Erzählung wird deuten müssen...

CRAUSS.

¹ David Wagner: In Berlin. Mit Fotografien von Erik-Jan Ouwerkerk. Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 2001.

² Sie malt selbstverständlich mit Wasser-Farben!

³ Wagner, David/ Jörg v. Paulus/ Rainer Merkel (Hg): Wahlverwandtschaften. Telefongeschichten. Berlin: Aufbau 2002.

KRITISCHE AUSGABE

ZEITSCHRIFT FÜR GERMANISTIK UND LITERATUR

Auflage: 400 Exemplare

– Diese Ausgabe wurde finanziell unterstützt durch Kulturmittel des AStA
und der Fachschaft Germanistik an der Uni Bonn –

Herausgeber: Studentische Kulturgruppe *Kritische Ausgabe* an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Chefredakteur: Marcel Diel

Stellvertretender Chefredakteur: Frank Auffenberg

Redaktion: Frank Auffenberg, Crauss., Marcel Diel, Andreas Jüngling, Benedikt Viertelhaus.

Weitere AutorInnen der Themenbeiträge und literarischen Texte: *siehe dort*.

Layout: Frank Auffenberg

Bildnachweis: Titelbild ©2002 by Marvellous. Die Illustrationen des Thementeils entstammen verschiedenen Frauenzeitschriften der 50er Jahre. Weitere Bildnachweise erfolgen auf unserer Internetpräsenz (s.u.).

Druck: Winddruck, Siegen (siehe Anzeige auf S. 2)

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Alle Rechte liegen bei den AutorInnen der jeweiligen Artikel bzw. literarischen Texte! Wiederabdruck nur mit Genehmigung des/der betreffenden Autors/Autorin!

Die KRITISCHE AUSGABE erscheint zweimal pro Jahr, jeweils themengebunden. Neben Fragen des Germanistikstudiums widmet sie sich vor allem literatur- und kulturwissenschaftlichen Themen und stellt literarische Texte zur Diskussion. Beiträge stammen sowohl von Studierenden als auch von Lehrenden (nicht nur der Universität Bonn) und im Kulturbetrieb tätigen Personen.

Die nächste KRITISCHE AUSGABE erscheint voraussichtlich im Januar 2003 zum Thema „Krieg“. Manuskripteinsendungen sind erwünscht, ihre Veröffentlichung ist jedoch nicht gewährleistet. Redaktionsschluss ist der **15. Dezember 2002. Honorare können nicht gezahlt werden!**

Redaktionsanschrift:

Kritische Ausgabe, c/o. Fachschaft Germanistik an der Universität Bonn, Am Hof 1d, 53113 Bonn

E-Mail: redaktion@kritische-ausgabe.de.

K.A. VIRTUELL: [HTTP://WWW.KRITISCHE-AUSGABE.DE](http://www.kritische-ausgabe.de)